



IM WIDERHALL DER WORTE

ERINNERUNGEN AN ELFRIEDE GERSTL (1932–2009)

Wie fein und zierlich sie war. Sie saß an einem Tisch und blickte einen mit großen Augen an. Oft betrat ich das Café Korb nur, um zu schauen, ob Elfriede Gerstl da war, und wenn ich Glück hatte, war sie da, worauf ich auf sie zuing, sie ansprach, leise, da ich fürchtete, sie zu stören, aber im Grunde wusste ich, wie freundlich sie wieder grüßen, wie aufmerksam sie mir zuhören würde, um mich dann aufzumuntern. Von einer so klugen, wichtigen und eleganten Dichterin beachtet zu werden, war ein besonderes Glück.

Ich erinnere mich an das erste Mal, da ich Elfriede Gerstl lesen hörte, und ich war von der subtilen Ironie und von der Prägnanz ihrer Sprache nicht bloß fasziniert, sondern erstaunt. Ich hatte solches noch nie gehört. Ihre Gedichte hatten nichts Auftrumpfendes und beileibe nichts Herrisches. Sie unterschied sich darin von anderen Avantgardisten. War sie verwegen, wurde sie nie roh. Ihre Lyrik musste sich nicht erhaben geben, weil sie so luftig, klar und federleicht daherkam, und so konnte sie selbst das Abgründige beschreiben, als schwebte sie darüber hinweg. Sie beobachtete genau und begnügte sich nicht mit Halbheiten; sie war in allem apart, in ihren Sätzen, in ihrem Denken, in ihrem Auftreten und in ihrer Kleidung. Sie mied Beschönigungen. Sie war eine feine Person, feinsinnig und feinfühlig.

Von ihrer eigenen Geschichte erzählte sie mir kaum, und beinahe nichts von ihren Jahren in der Wiener Gruppe. Auch deutete sie bloß an, was ihr als Kind widerfahren war. Sie

erwähnte es, wenn überhaupt, dann nur beiläufig, und nie wurde sie dabei pathetisch, nie düster und niemals dumpf. Sie machte allenfalls eine sarkastische Anmerkung, so etwa, wenn sie mir erklärte, weshalb sie mit der jüdischen Herkunft anders umging. Ich wusste von der Verfolgung, von ihrem Leben im Verborgenen zusammen mit Mutter und Tante, auch von der Not nach dem Krieg, und wie schlecht sie sogar von der Kultusgemeinde behandelt worden war. Anders als manche, die überlebt hatten, bestand sie nicht darauf, eine Zeitzeugin zu sein, und ein wenig war mir, als sei ein Teil von ihr noch immer im Untergrund, als wäre sie ein U-Boot, aber gerade ihr Misstrauen gegen falsche Festlegungen und eindeutige Zugehörigkeiten machten sie geistesgegenwärtig und hellhörig für die Dichtung. Sie suchte die weitere Auseinandersetzung und stellte sich ihrer Erinnerung. Sie scheute sich nicht, das Wort zu ergreifen, ob als Frau, als Verfolgte oder als Künstlerin.

Sie blieb auf der Hut, und vielleicht wollte sie eben deshalb nur behütet und wohl gekleidet durch die Stadt flanieren. Sie wappnete sich mit Stil gegen die Geschmacklosen, gegen die Tracht der Niedertracht, gegen den Triumph der Willkür und der Willkürlichkeit. Ich glaube, es war nicht nur die Sehnsucht nach den Kleidern, die ihr in der Kindheit fehlten, die sie zum Sammeln trieb. Sie setzte vielmehr einen ironischen Kontrapunkt gegen das Diktat des Zeitgeists.

Ich muss gestehen, wenn ich zu einem ihrer privaten Flohmärkte geladen wurde, ging ich nicht hin, da ich unbedingt ein reich besticktes Tuch, einen seltenen Seidenschal, einen edlen Hut oder einen Herrenmantel aus früheren Jahrzehnten brauchte, aber ebenso nicht wegen der tatsächlich günstigeren Preise, denn das Feilschen funktionierte hier umgekehrt als sonst, weil Elfriede überredet werden musste, doch bitte nicht zu wenig für ein schönes Stück zu verlangen.

Der wahre Grund, dabei zu sein, wenn sie ihre Kollektion feilbot, war indes, mit ihr und ihrem Freundeskreis zusammenzukommen.

Oft ist es bloß eine Projektion, ein Klischee, wenn geglaubt wird, jüdische Intellektuelle und Autorinnen und Autoren seien – gleichsam von Haus aus – gebildeter, bewanderter, auf jeden Fall weniger provinziell als ihre Kolleginnen und Kollegen. Viele Juden und Jüdinnen im heutigen Österreich stammen aus Galizien oder aus Kasachstan. Nichts verbindet sie mit dem jüdischen Wien von einst. Ganz anders aber war es mit Elfriede Gerstl. Sie war wirklich ein Überbleibsel jener Kunst, die gebrandmarkt, jener Kultur, die ausgemerzt, und jenes Geistes, der vertrieben worden war. So wie sie auftrat, wie sie im Kaffeehaus saß, wie sie sprach, wie sie das Wienerische intonierte, ohne dabei je derb zu wirken, war sie, die Nomadin der Stadt, diese Flaneurin der Avantgarde, ein weiblicher Dandy, ein Widergänger der Urbanität, eine Erscheinung aus einer anderen Zeit, da Wien noch als Zentrum der Moderne galt. Zugleich war ihre Dichtung eben überhaupt nicht gestrig, sondern visionär. Sie brachte das Unerhörte zur Sprache. Sie atmete den Esprit einer Epoche voller Zukunft. Ihre Stimme war der Widerhall eines Morgens.

Zuweilen, wenn ich heute ins Café Korb gehe, den Windfang durchschreite, und dann in den Raum schaue, blicke ich mich unwillkürlich um, ob nicht irgendwo an einem Tisch doch wieder Elfriede Gerstl sitzt, aber dann fällt mir im nächsten Augenblick ein, dass sie nicht mehr da sein wird und wie sehr sie mir, wie sehr sie uns fehlt, und der einzige Trost, der sich mir dann bietet, der uns bleibt, sind ihre schillernden, ihre hellklaren Texte.

Doron Rabinovici